Nr. 5 Illustrirte Unterhaltungsbeilage. 1899

Dilettanten des Lebens.

(Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Vergnügen —?! Lena warf die Lippen auf und zog sich ganz hinter ihre Portière zurück; am liebsten hätte sie sich verkrochen. Sie mochte hier nicht singen; sie fühlte, wie sich ihr langsam die Kehle zuschnürte und wie ihr Herz zu klopfen begann. O, wenn sie nur fortlaufen könnte! Was machte sich die Hoheit aus ihrem Gesang? Garnichts, garnichts; Hoheit rannten ein paar nackten Schultern nach und reckten den Hals nach ein paar weißen Armen! Lena's Fußspitze klopfte nervös den Boden. Vor ihren Ohren wirrte und schwirrte es, und da, in all den Lärm hinein, sollte sie singen? Eine jähe Angst überkam sie. Wenn all die theilnahmlosen Augen sie gleichgültig anstarrten, wenn man sich ganz nah, ganz nah, aber nur aus lauter Neugier um den Flügel drängte, was dann? Man würde sie mustern, seine Glossen machen, sie hatte ja keine blendenden Schultern und keine klassischen Arme; die Hoheit würde gähnen und verstohlen nach Besserem ausschauen.

Ein bitteres Gefühl jagte Lena das Blut aus den Wangen und machte sie bleich. In ihren Knieen begann ein Beben; hastig athmete sie mehrmals hintereinander und schluckte, der Hals war ihr ganz ausgetrocknet. Sie preßte die Handflächen zusammen, sie waren feucht und kalt. Es war eine Qual, hier zu sein.

Das Geschwirr ließ plötzlich nach; eine auffällige Stille war eingetreten. In der Nähe flüsterte es: „Ruhe — Musik — es wird Musik gemacht!" Und nun hörte Lena eine kichernde Mädchenstimme: „Wie schade, nun muß man still sein, kann sich nicht mehr unterhalten!" Und ein Herr sagte verdrießlich und ziemlich laut: „Wenn nur die Musizirerei bald losginge! Je eher, desto rascher ist's überstanden. Hoffentlich ist der Schmerz kurz!"

Lena zitterte am ganzen Leib — nein, singen konnte sie hier nicht! Entschlossen schob sie die Portière zurück; sie wollte gehen, rasch, fort! — Zu spät!

Vor ihr stand Reuter und bot ihr galant den Arm. „Also, Kindchen, en avant! Erlauben Sie, meine Herrschaften! Bitte, bitte — so, danke schön, nun können wir schon durch." Mit liebenswürdigem Lächeln schob sich der Hausherr weiter, er zog Lena am Arme nach. Vor der Thür des Musikzimmers staute sich's — die Hoheit war drinnen.

„Bitte, bitte — ah, erlauben Sie — gnädige Frau, ein klein bischen rücken!" Reuter dienerte vor einer umfangreichen, brillantenbesetzten Taille — von Gesicht nichts zu sehen, Alles versank hinter der mächtigen Fülle dieses Brustkastens. „Danke sehr, gnädige Frau — ah, unendlich liebenswürdig, meiner kleinen Nachtigall Platz zu schaffen!" Er küßte den Arm, der aus der brillantenbesetzten Taille hervorquoll. „Charmant, wie immer ganz charmant! Ueben Sie Gnade bei diesem schüchternen Vögelchen, meine Allergnädigste! Die Sonne duldet ja auch andere Gestirne neben sich; sie müssen freilich erbleichen vor Ihrer Glorie!" Wieder eine Verbeugung und ein zweiter Kuß auf den vorquellenden Arm. Die Brillantenbesetzte knisterte und wogte.

„So!" — Reuter zog Lena über die Schwelle des Musikzimmers. „Eine hochberühmte Sängerin," flüsterte er ihr in's Ohr, „jetzt Gattin des Bankiers Goldammer — famose Diners — höchst sympathische Frau, ganz charmant!"

Lena fühlte noch den kalten, starren Blick der hochberühmten Sängerin auf sich ruhen, sie sah den brillantenbesetzten Busen wogen. „Ich kann nicht singen," sagte sie leise, „wirklich, ich kann nicht!" Sie versuchte ihren Arm aus dem seinen zu ziehen. „O, lassen Sie mich!"

„Fahnenflüchtig? Hoho, nichts da, nichts da!" Reuter drückte ihren Arm noch fester. „Nur nicht ängstlich, Kindchen! Nun freut man sich, daß man der kleinen Nachtigall mal Gelegenheit geben kann, sich hören zu lassen, und sie will davonfliegen? Oho, nichts da! — Bitte, meine Herrschaften — pst, pst — einen Augenblick Gehör! Fräulein Magdalene Langen wird die Güte haben, uns einige Schumann'sche Lieder zu singen — pst — pst!"

Vor Lena's Augen tanzten rothe Funken, und dann wurde es schwarze Nacht. Mechanisch, ohne zu sehen, machte sie ein paar Schritte gegen den Flügel. „Soll ich mich selbst begleiten," fragte sie stockend, „oder —"

„Nein, bitte." Doktor Reuter klopfte ihr beruhigend die Hand. „Es sind so viel musikalische Leute hier, Jemand wird die Güte haben." Er sah sich suchend um. „Ah, sieh' da, lieber Bredenhofer — ganz charmant — Sie wollen begleiten — schön, wunderschön! Sie verstehen ja Schumann aus dem ff, Sie Hans in allen Ecken!" Er legte dem schlanken, jungen Mann, der sich eben durchgedrängt hatte, die Hand auf die Schulter. „Noch ganz außer Athem? Dacht ich's doch, natürlich noch in x anderen Gesellschaften gewesen! Also bitte, lieber Bredenhofer, darf ich vorstellen: Fräulein Magdalene Langen — Herr Richard Br — ah, Sie kennen sich schon, charmant, ganz charmant!"

Vor Lena's Augen war es noch dunkler geworden und jetzt plötzlich hell, blendend hell. Schwankend lehnte sie sich an den Flügel. Ein eiskalter Strom lief ihr über den Leib, und dann schlug ihr eine glühende Hitze in's Gesicht. Da stand er vor ihr, dem sie nie mehr zu begegnen geglaubt — er! Die Gesichter ringsum wurden zu weißen, tanzenden Flecken, die Lichter in den Kandelabern streckten feurige, ellenlange Zungen heraus, es war ein Getöse, ein Rattern, ein Rasseln — — —

„Wollen wir nicht anfangen, gnädiges Fräulein?"

Sie fühlte sich an der Hand gefaßt, warme Finger umspannten mit leisem Druck die ihren.

„Welches Glück, Sie wiederzusehen, Fräulein Langen!"

Sie hob den Blick; jetzt sah sie wieder. Da waren Menschen, eine ganze Menge Menschen, die nach ihr hinschauten; in der vordersten Reihe auf einem Sammetfauteuil die Hoheit, dahinter das nickende Gesicht Doktor Reuter's.

Sie lächelte, sie nickte wieder. — ‚Welches Glück, Sie wiederzusehen' — wie Musik klang das! Einer war doch da, Einer, der sich freute, sie zu sehen, der fühlte, wie sie fühlte, mit Andacht vor die heilige Kunst trat. Vor dem lohnte es sich, zu singen.

„Fangen wir an," sagte sie. Sie fühlte Muth, seine Augen sahen sie strahlend und zuversichtlich an. Sie mußte gut singen.

Er stellte das Notenheft auf. „Was?" Und dann blätterten sie Beide, bis sie, wie von einem Impuls getrieben, den Finger auf die Seite legten. Sie sagten Beide: „Hier!"

„Pst, pst!" Doktor Reuter klatschte in die Hände. Es wurde ganz still, nur ein leises Bewegen ging durch die Roben und Fräcke.

Bredenhofer präludirte zur Einleitung, sehr weich und hübsch; wie Sammet glitten seine Finger über die Tasten. Jeder Ton war Lena eine Offenbarung — er freute sich, sie wiederzusehen — was mochte er von ihr denken —?! Fast hätte sie den Anfang versäumt, aber nun setzte sie ein, so kräftig sie konnte; mit einer gewissen Siegesfreudigkeit schleuderte sie die Töne heraus.

„Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große heilige Köln."

Wie Schelmerei glitt's um ihre Lippen. Sie hatte den Flügel und den Begleiter im Rücken, nun wendete sie den Kopf ein klein wenig nach hinten. Bredenhofer sah ihre zarte Wange und den Ansatz zum Grübchen darin, er sah die braunen Haarringel um das zierliche Ohr zittern.

„Es schweben Blumen und Englein
Um unsre liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau."

Schumann mochte sich den Schluß des Liedes anders gedacht haben, mehr wie ein zartes Erinnern in sanft dahingleitender Melodie. Lena machte ein jubelndes, freudvolles Wiedererkennen daraus; sie

drängte vorwärts, um voll und frohbewegt zu schließen. Sie hatte das Lied früher nie so gesungen, es war ihr selbst eben neu geworden.

„Bravo — charmant — bravo — ganz charmant!" Aus dem Klatschen hörte sie Doktor Reuter's Stimme heraus. Ihr alter Freund hatte sich über die Hoheit gebeugt und nickte, eifrig sprechend; diese nickte auch und nickte dann Lena zu, die Hände huldreichst zusammenschlagend. Eine seltene Freudigkeit, der Wunsch, mehr zu gefallen, Jenem da am Klavier vor Allem zu gefallen, überkam sie! Sie ließ sich nicht bitten, Lied folgte auf Lied, mit jedem sang sie besser.

Ihr war, als könne ihre Kehle nie müde werden, der Kitzel, der sie sonst so leicht quälte, kam ihr gar nicht; singen, singen ohn' Unterlaß, die Nacht durch bis zum frühen Morgen, das hätte sie gekonnt. Mit dem heißen Roth auf den Wangen, mit den feuchten, tiefgefärbten Lippen und den groß aufgeschlagenen glänzenden Augen war sie sehr hübsch. Sie war ganz bei der Sache, sie sah jetzt nicht mehr die vielen Augen in den gleichgültigen Gesichtern; an die dachte sie garnicht, aber sie dachte auch nicht mehr an Bredenhofer. Nur wie eine wohlthuende Berührung empfand sie dunkel und unbewußt sein weiches Klavierspiel. Sie dachte jetzt nur an die Musik; ihre Seele wiegte sich auf den Klängen, sie war dem allen hier weit, weit entrückt, sie flog höher und höher.

„Wie macht sie hübsch den Mund auf! Was hat sie für reizende Zähnchen!" sagte ganz in der Nähe Jemand unvorsichtig laut.

Lena hatte es hören müssen und zuckte zusammen; wie einen schmerzhaften Stich empfand sie es. Als ob sie Jemand am Kleid packte und aus der reinen Höhe herunterrisse, so war's ihr.

Das Lied war beendet. „Wir wollen aufhören," sagte sie zu Bredenhofer.

„Schon? O—! Thun Sie mir noch einen Gefallen, singen Sie mein Lieblingslied: ‚Wer machte Dich so krank?!' Hier" — er blätterte hastig — „Sie kennen es doch? Es ist so schön!" Seine Finger tasteten wie liebkosend über die Klaviatur — ein paar unbestimmte Akkorde — er murmelte:

„Daß Du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?"

Sie erschrak über den schwermüthigen Ausdruck, der sein eben noch so heiteres Gesicht beschattete.

„Bitte, singen Sie es, Fräulein Langen, es paßt zu Ihrer Stimme.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruh'n.

Noch das Lied!" Er sah sie bittend und sehnsüchtig an mit einem seltsam verwirrenden Blick.

„Ich kann nicht!" Sie senkte den Kopf auf die Brust. „Ich bin heute zu glücklich!"

* * *

Während des ganzen Abends hatten sie zusammengehalten. Jetzt war es schon spät. Draußen stand der Mond wie eine mattglänzende Scheibe am Himmel. Ein leichter Frost hatte die Erde gestreift, die Pfützen waren eingetrocknet, und doch war es nicht kalt.

Bredenhofer schlug Lena den Kragen des Abendmantels in die Höhe, als sie miteinander vor die Thür traten. Sie erschauerte leicht. Drinnen war's warm gewesen — das viele Licht, all die Menschen, und — und — Lena wußte selbst kaum, wie ihr zu Muthe war. Glücklich auf jeden Fall; aber es war eine seltsame Unruhe, ein Vorwärtsdrängen, eine fieberhafte Erregtheit in diesem Glück.

Man hatte ihr sehr viel Schmeichelhaftes gesagt, die Hoheit ihr des Längeren und Breiteren von Poesie gesprochen und der begeisterte Freund und Kunstmäcen ihr enthusiastisch die Hände geküßt: „Kindchen, Kindchen, aus Ihnen wird noch was, ich hab's ja immer gesagt — ganz charmant — und wie Sie aussehen!" Er küßte sich entzückt die Fingerspitzen.

Er hatte Recht — ein Blick im Vorüberstreifen in den Spiegel — sie sah's auch, so hübsch war sie selten. „Nur ein bischen Glück," murmelte sie unhörbar, und dann lächelte sie und legte die schlanken Hände an die glühenden Wangen. Ihre Augen waren glänzend, brennend, ihr Mund plauderte und scherzte; sie sagte, was sie sonst nicht gesagt haben würde, sprudelnd, witzig, und mitten drin biß sie sich mit den weißen Zähnen auf die tiefrothe Unterlippe — nur nicht zu lustig!

Der ganze Tisch amüsirte sich über sie; sie fühlte die freundlichen, ja bewundernden Blicke, sie hörte die Komplimente und nahm sie mit naiver Freude hin. Alle waren gut, sehr gut zu ihr, und Bredenhofer vor Allen; er wich nicht von ihrer Seite.

Sie plauderten dann mitten im Schwarm halblaut miteinander wie damals im Eisenbahncoupé; es gab ihnen so eine eigene Art von Vertrautsein. Manchmal in früheren Nächten hatte Lena, nicht des Reisegefährten, wohl aber des Kusses bei der Ankunft in Berlin gedacht; sie war dann unter die Decke gerutscht und hatte den Mund halb in Lächeln, halb in Verlegenheit verzogen, sie mochte sich selber nicht gern daran erinnern. Jetzt schämte sie sich garnicht mehr; sie wußte, er dachte doch gut von ihr: das sprach aus seinen Augen, aus seiner Stimme, aus seinem ganzen Wesen. Und nun war ihr, als hätte sie immer, immer an den Reisegefährten gedacht, als wäre ihr die ganze Zeit über nichts Anderes in den Sinn gekommen.

Als das Fest sich zu Ende neigte, hatte Bredenhofer gebeten, sie nach Hause bringen zu dürfen. „Es ist ein so märchenhaftes Glück, das mich mit Ihnen hier wieder zusammengeführt hat, lassen Sie mich's auskosten, Fräulein Langen — lassen Sie mich!"

Und nun gingen sie. Hohl hallten ihre Schritte auf der einsamen Straße. Vor ihnen das Trottoir, mit einem leichten Gespinnst von Reif überzogen, glänzte wie Silber. Am Himmel unzählige Sterne, und mitten darin der Mond, ruhig im blaugrauen Aether schwimmend.

Bredenhofer, das elegante Stöckchen unter den Arm geklemmt, den kostbaren Pelzkragen seines Mantels halb geöffnet, schritt dicht neben Lena. Sein Gesicht schimmerte bleich im Mondlicht, etwas übernächtig, aber seine Augen blitzten; immer wieder glitt sein Blick auf das Mädchen an seiner Seite. Von ihrem zarten Gesicht war kaum etwas zu sehen. Es verschwand ganz unter der großen rosa Wollkapuze; Frau Langen hatte die selbst gehäkelt.

Sie gingen schweigend eine ganze Weile. „Trapp, trapp," hallten ihre Schritte, und der Nachtwind kam und trieb die Löckchen unter der rosa Kapuze vor und zerrte sie in lange, seidige Strähnen. Bredenhofer hüstelte, faßte dann nach seinem Mantel und knöpfte ihn fest zu.

„Sind Sie erkältet?" fragte Lena. Sie war froh, etwas sagen zu können. Und dann, ohne eine Antwort abzuwarten: „Es ist doch zu wunderbar, daß ich Sie früher nie bei Doktor Reuter getroffen habe! Ich war auch im vorigen Winter oft da."

„Aber ich nicht!" Er faßte wieder nach seinem Mantel und fühlte nach seinen Knöpfen. „Den vorigen Winter war ich im Süden, eine leichte Lungenentzündung machte die Nachkur nöthig. Aber nun bin ich gesund, ganz gesund!" Er lachte hell, daß es die Straße hinuntertlang.

Wie liebenswürdig, wie sorglos das Lachen klang! Mußten nicht die Schläfer da hinter den geschlossenen Jalousien alle aufwachen? Lena fühlte, wie ihr was im Herzen aufsprang; eine thörichte, köstliche Jugendfröhlichkeit, die gar keinen Grund hat und auch garnicht fragt: ‚weshalb?' übermannte sie. Sie machte einen kleinen Satz auf dem Trottoir und dann noch einen.

„Friert Sie auch nicht?" fragte er.

„Frieren? Haha!" Seine Frage bei der herrlichen Luft, dem klaren Mondschein, bei der Wärme, die sie tief innen spürte, machte sie lachen. Und nun klang auch ihr Lachen hell und fröhlich die Straße hinab.

Sie lachten Beide.

„Pst! Wir werden wegen nächtlicher Ruhestörung verhaftet!" Er drückte sich noch näher an ihre Seite. „Wann sehen wir uns wieder, Fräulein Langen?" Der Athem ging ihm rasch, seine hübschen Augen hingen flehend an ihr, er faßte nach ihrer Hand. „Ich habe so oft an meine liebenswürdige Reisegefährtin gedacht; nun habe ich sie kaum wiedergefunden und soll sie schon wieder lassen?"

Lena wurde verlegen; es schwebte ihr auf den Lippen, zu sagen: „Kommen Sie doch zu uns!" Sie glaubte die Bitte darum deutlich aus seinen Worten herauszuhören, aber sie dachte an ihre Mutter, was die wohl sagen würde, wenn sie ihr einen fremden Herrn auf den Hals lüde. Sie wurde noch verlegener. „Ich — ich würde Sie gern auffordern — zu uns zu — aber —"

„Nein, nein," unterbrach er sie, „nur Sie will ich sehen — muß ich sehen! Ah" — er ließ ihre Hand los und fuhr sich mit der nervösen Bewegung über die Stirn — „ich bin ein Feind von Formalitäten. Für freie Naturen sind sie der Tod." Er sah ihr tief in die Augen, seinen Schritt hemmend und vor ihr stehen bleibend. „Fräulein Langen, wir müssen uns zuweilen sehen; sagen Sie mir, wann und wo Ihre Stunden sind, ich werde Sie dann dort abholen oder hinbringen."

Sie schrak leicht zusammen. „Ich — ich — o —!" Sie schüttelte verneinend den Kopf.

Er lachte plötzlich bitter auf, maß sie von Kopf bis zu Füßen und lachte noch einmal bitterer. „Natürlich! Wie die anderen Mädchen auch, prüde, ängstlich! Und ich dachte, Sie, gerade Sie, könnten sich über das Alltägliche erheben; Sie könnten einem Mann, der umhertappt und sehnsüchtig das Ideal sucht, das Ideal sein!" Er faßte ihren Arm und preßte ihn derb in seiner Erregung. „Ah, Fräulein Langen, Sie wissen nicht, was das heißt, als junger Mann haltlos im Leben taumeln! Das Viele, das Viele bringt Einen um! Ich wünschte, ich wär' ein Schuster oder Schneider und hätte gar kein Talent und gar kein Streben, dann wär' mir wohler. Ich hätte wenigstens Ruh'. Aber so!" Er faßte nach seinem Schnurrbart und klemmte ihn zwischen die Zähne. — „Aeh!" —

„Ach!" Lena war blutroth geworden. „Es thut mir sehr leid," sagte sie leise.

„Ja" — mit einem gewissen schwermüthigen Behagen fuhr er fort — „man hat erst Ruhe, wenn man im Grabe liegt. Verstehen und bedauern wird Einen dann zwar auch noch Keiner. ‚Der hat's zu nichts gebracht', sagen sie und zucken mit den Achseln. Es ist zum Verzweifeln!" Er beschleunigte seinen Schritt und riß Lena mit sich.

Sie waren jetzt schon in der Potsdamerstraße, bald waren sie am Ziel. Lena fühlte das dringende Bedürfniß, ihm etwas Liebes zu sagen. Sie tastete nach seiner Hand und drückte sie. „Ich glaube, es ist wohl jedem Talent so zu Muth!"

„Das Talent, das Talent! Das ist's ja eben!" Er fuhr sich wieder über die Stirn. „Fräulein Langen" — in einer plötzlichen Begeisterung hielt er ihre Hand fest — „ein mächtiges Fluidum strömt von Ihnen zu mir, von mir zu Ihnen. Der gleiche Funke von oben hat knisternd unser Haar berührt!"

Er rannte vorwärts mit langen Schritten; sie hatte Mühe, Tritt zu halten, keuchend lief sie nebenher.

Er sah traurig und finster aus, die Stirn in viele Falten gezogen; im gegenseitig sich bekämpfenden Mond- und Laternenlicht waren sie deutlich genug zu erkennen, die tiefen Runen, wie in einem alten Männergesicht. „Und Sie wollen nicht!" sagte er hastig. „Sie könnten mir so viel Gutes thun, wir könnten so schön Alles miteinander besprechen! Ich bin kein schlimmer Kerl" — er sah ihr offen in's Gesicht mit einem treuherzigen Lächeln, das ihn sehr verschönte und seinen Zügen einen fast knabenhaften Reiz lieh — „Sie brauchen keine Sorge zu haben, ich mein's ganz ehrlich!"

Seine Stimme klang warm, gewissermaßen zärtlich; so spricht man zu einem Kinde: „Fürchte Dich nicht!"

Lena sah in seine Augen, deren Weiß im ungewissen Licht in seltsam feuchtem Schimmer schwamm; sie schlug die Augen rasch nieder. „Ich will ja — ich will ja," sagte sie ängstlich stockend und doch mit einer gewissen Freudigkeit.

„Dank!"

Und dann sprachen sie Beide nichts. Es war eine lange Pause, in der nur ihre Tritte hallten

und in der Ferne ein Echo fanden. Da gingen auch Menschen, aber so weit, so weit!

Die Sterne blinzelten und zuckten am Himmel. Ein Lufthauch kam durch die stille Nacht und säuselte in den kahlen Bäumen am Trottoirrand.

„Wie im Frühling," flüsterte Lena.

„Es ist auch Frühling — bei mir," sagte er ebenso leise.

Sie bogen in die letzte Querstraße ein, sie hielten vor einem hochstöckigen Hause. „Ich danke Ihnen vielmals; nun bin ich zu Haus!" Lena zog den Schlüssel heraus.

Er nahm ihn ihr ab und steckte ihn zögernd in's Schloß. „Fräulein Langen" — er beugte sein Gesicht ganz nahe an das ihre — „nun sagen Sie mir, wann, wann darf ich Sie wiedersehen? Morgen, übermorgen, bitte!"

„Uebermorgen!" Es klang wie ein Hauch. Dann hastig: „Bitte, schließen Sie auf, bitte, ich muß rasch hinauf!"

Er drehte langsam den Schlüssel. „Und ich darf Sie hier erwarten, hier vor der Thür? Um welche Stunde? Bitte!"

„Um zehn!" Sie mußte plötzlich lachen, als sie sein Gesicht sah. „Es ist sehr früh für Sie, nicht wahr?" Ihr liebes Gesicht blinzelte ihn schelmisch an — was sie für Augen hatte, kinderrund und blank und doch abgrundtief!

„Ich — ich — Fräulein Langen — Lena —!" Er war wie trunken, er faßte, gleichsam einen Halt suchend, nach dem Mädchen. Seine Rechte schmiegte sich unter das rosige, kühlglatte Kinn; mit der Linken zog er sie an der widerspenstigen Haarlocke über der Stirn sachte näher und näher. Ihr Kopf lag an seiner Brust; die rosa Kapuze hing ihr im Nacken.

„Lieb — so lieb!" flüsterte er auf den braunen Scheitel herunter. Sie nickte stumm.

War's ein Kuß, den sie da oben auf ihrem Haar fühlte, eine liebkosende Hand in ihrem Nacken?

„Gute Nacht!" Sie riß sich los. Und nun noch einmal ein Lächeln: „Gute Nacht!" Die Thür sprang auf — jetzt war sie geschlossen.

V.

Doktor Allenstein und Frau Susanne, geborene Bredenhofer, wohnten Kanonierstraße, in einem der dort noch seltenen eleganten Häuser. Ringsherum, gegenüber, rechts oder links mehr oder weniger recht provinzialstädtisch aussehende, langweilige Bauten; die Straße etwas düster, dazu ewiges Pferdebahngeklingel. Aber die Lage war gut, überall leicht hin zu kommen, die Theater und Konzerte bequem zu erreichen; nebenbei ist es für einen Arzt erwünscht, in der Mitte der Stadt zu wohnen.

„Spezialist für Nasen- und Ohrenkrankheiten" stand auf dem Schild unten am Haus. Allenstein hatte eine große Praxis. In den vor- und nachmittäglichen Sprechstunden wurden die teppichbelegten Treppen ordentlich abgelaufen; die elektrische Klingel an der Entréethür vibrirte in einem fort, bis sich's Frau Susanne energisch verbeten hatte. „Ich werde bald zu Deinen Patienten gehören," klagte sie ihrem Manne, „meine Nerven sind zum Reißen angespannt. Ach, schrecklich" — sie hielt sich die Ohren zu — „schon wieder! Ich glaube, mein Trommelfell springt!"

Seit der Zeit stand der Diener hinter der halb offenen Entréethür und komplimentirte die Leute hinein und hinaus; geklingelt wurde nicht mehr. Und waren die Patienten alle fort, dann machte man einen Höllendurchzug und sprengte mit wohlriechenden Essenzen. Die gnädige Frau war so überaus empfindlich, der Geruch von Krankheit und Medikamenten machte sie krank. Sie roch schon etwas, wo ein anderer Mensch noch garnichts ahnte; dann zitterten ihre feinen Nasenflügel, sie nahm eine Eau de Cologne-Douche und verkroch sich in ihr Schlafzimmer, ganz an's Ende der großen Wohnung. Dort lag sie auf dem Ruhebett, den angegriffenen Kopf in das seidene Kissen gedrückt.

Susanne Allenstein war als Fräulein Bredenhofer ein hübsches Mädchen gewesen. Einen nervösen Zug in dem blassen, interessanten Gesicht, um die dunklen Augen, hatte sie immer gehabt; jetzt trat der sehr stark hervor. Sie hatte die gleiche Angewohnheit wie ihr Bruder Richard, mit der Hand über die Stirn zu scheuchen.

Doktor Allenstein nahm viel Geld ein; man brauchte es aber auch. Gesellschaften geben, in Gesellschaften gehen, Toiletten, die Theaterpremièren, Konzerte — Frau Susanne hatte das entschiedene Bedürfniß, sich zu zerstreuen, einen Heißhunger nach bunter Abwechselung; und er, der Doktor, wünschte, daß ein besonders guter Tisch geführt würde. Dazu im Frühjahr eine Kur in Franzensbad für sie; später im Sommer, wenn es dem Doktor gelang, sich loszumachen, ein gemeinschaftlicher Aufenthalt in Pontresina oder Sylt. Man traf stets nette Menschen dort und machte angenehme neue Bekanntschaften. Man war nie allein, man hatte immer Unterhaltung.

Frau Susanne dachte gerade daran, wieviel Einladungen sie in diesem Winter schon wieder mehr erhalten, wie im vorigen, als sie auf der Chaiselongue im Schlafzimmer lag. Die dichten Stores waren zugezogen; beschäftigen konnte man sich in dem halbdunklen Zimmer nicht, nur das Feuer im Kamin warf lange Lichter über den Teppich.

Der große Tannenbaum war zerhackt worden; jeden Vormittag, wenn Frau Doktor ruhte, kam das Stubenmädchen herein und warf einen ganzen Arm voll dürrer Zweige in den Kamin. Das prasselte und knackte so hübsch und roch nach lauter Wald und Poesie; dabei ließ sich gut träumen.

Die schlanken, nahezu mageren Glieder lang gestreckt, die Arme zu beiden Seiten des Ruhebettes schlaff herunterhängend, lag Susanne. Um die Augen hatte sie viele kleine Fältchen und einen scharfen Zug unter der Nase. Sie war heute besonders angegriffen; erst in der Morgenfrühe von einem Ball nach Haus gekommen, um Neun war Karl schon herausgepoltert — wie rücksichtslos! — und eben war das Mädchen dort am Kamin gegen den Stuhl gerannt, daß man vor Schreck einen Nervenchoc bekommen konnte.

Die Zweige im Kamin prasselten, jetzt ein lautes Knacken — die Ruhende schreckte zusammen und fuhr hoch auf. „Ha!" Mit unruhigen Fingern zupfte sie die Schleifen an ihrem spitzenbesetzten mattlila Morgenrock zurecht. „Habe ich mich erschreckt — ha —!" Sie strich sich die Haare aus der Stirn und hielt sich den Kopf. „Wie Alles an mir zuckt — wer ist da? Herein!" Sie sagte es ziemlich scharf; sie wollte doch nicht gestört sein, die Ruhe that ihr so noth!

Eine angenehme Stimme rief draußen: „Gut Freund!" Gleich darauf schob sich Richard Bredenhofer's elegante Gestalt in die verdunkelte Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Am Grenzwall.

Von **Martin Stein.**

Es ist ein großer Irrthum, der noch heute weite Verbreitung hat, wenn man erklärt, der ungeleckte Germanenbauer danke im Anfang seiner Geschichte, im Frühmittelalter, seine Kultur dem Christenthum. Christlich-germanisch hört man oft die gesammte mittelalterliche Kultur benennen mit einer Bezeichnung, welche nicht gerade ganz und gar aus der Luft gegriffen, für das Frühmittelalter aber geradezu falsch ist.

Daß Alles das, was das Christenthum an materieller Kultur zu Anfang seines Daseins besaß, auf der Antike, dem klassischen Alterthum der Griechen und Römer, und was die religiösen Ideen anlangt, ganz wesentlich auf jüdisch-orientalischer Grundlage beruht, ist sattsam bekannt.

Ohne jeden Zweifel darf man die materielle Kultur des Mittelalters als römisch-germanische bezeichnen. Alle Arbeitsverfahren, alle Technik in Künsten und Handwerken beruhen auf den Ueberlieferungen der Antike. Selbst die christlich-kirchliche Kunst übernahm die antiken Rohstoffe und Bearbeitungsweisen desselben, wie auch Typen und Formen.

Was Deutschlands Kultivirung anlangt, so geschah dieselbe theils dadurch, daß einzelne Germanen als Kaufleute oder Gesandte, in noch viel größerer Zahl aber auch als Soldaten, welche die verbündeten oder unterjochten Stämme den Römern stellen mußten, auf römischem Boden die erhöhte und verschönte Lebensführung einer vorgeschrittenen Gesittung kennen lernten und mancherlei davon mit in ihr barbarisches Vaterland zurückbrachten, wenn sie heimkehrten.

Andererseits trugen Roms siegreiche Heere eine Menge Kulturgüter in die Gaue Germaniens. Am nachhaltigsten natürlich da, wo sie sich länger oder ständig aufhielten, in den festen Plätzen des zu behauptenden Feindeslandes und am Grenzwall.

Der Name Grenzwall, Pfahlgraben oder auch kurzweg Pfahl genannt, Limes, wie die Römer sagten, läßt sich am kürzesten übersetzen mit dem Ausdruck Militärgrenze. Man hat früher gemeint, daß der Limes eine Pfahlverschanzung, eine Palissadenabsperrung längs der ganzen Grenze des von den Römern ihrem Reiche einverleibten Gebietes gegen das Feindesland gewesen sei, eine Art chinesische Mauer von Pfählen; das ist jedoch technisch und auch was den Kostenpunkt anlangt, recht unwahrscheinlich. Es war vielmehr die deutliche Marke, die Kennzeichnung der Grenze des römischen Reiches, „die Niemand in Zweifel ließ, was er thue, wenn er sie überschritt" (v. Cohausen).

Der Grenzschutz zwischen Rhein und Donau besteht zum großen Theil in seinen Fundamenten heute noch. Der obergermanische Limes reicht von Rheinbrohl bis Lorch und ist 368 Kilometer lang. An ihn schließt sich der rätische, 174 Kilometer lang, an. Von der Donau her bei Kohlheim, oberhalb Regensburg läuft dieser, zweimal die Altmühl überschreitend, im Bogen nach Westen ebenfalls nach Lorch. Die Kastelle des obergermanischen Limes sind einen halben Tagemarsch oder 15 Kilometer voneinander entfernt. Wo nicht Flüsse das Terrain sperren, sind künstliche Vorrichtungen angebracht: Verhaue und Palissaden, oder ein mäßig hoher Wall mit außen vorgelegtem Graben und in kurzen Entfernungen hinter denselben angebrachten Wachtthürmen. Die rätischen Kastelle liegen ebenfalls hinter Verhau oder Wall, nie weiter davon entfernt als einen halben Kilometer.

Der rätische Wall ist eine bloße durch Aufschüttung von Bruchsteinen bewirkte Sperrung ohne Graben und Wachtthürme, mit der auch die Kastelle ohne organische Verbindung sind; keins ist näher am Limes als 4 bis 5 Kilometer.

Nicht wie der britannische Wall hat der germanische Limes den kriegerischen Zweck, die Feinde von einem Einbruch abzuhalten, sondern vornehmlich sollte keine unkontrolirte Ueberschreitung der Grenze stattfinden und die Kastelle sollten die auf sie auslaufenden Straßen schützen, zugleich auch als Zollhäuser dienen. Der Stamm der Hermunduren durfte sogar (allein von allen Germanen) ohne Kontrole die Reichsgrenze überschreiten und im römischen Gebiet, namentlich in Augsburg, frei verkehren. —

Ein französischer Gelehrter, Graf Champagny, sagt in einem Werke über römische Kaisergeschichte: „Kein Volk ist im Kriege mehr Architekt gewesen als die Römer. Ihre Wachtgebäude waren Festungen, und ihre Lager sind Städte geworden, sie kämpften mit der Mauerkelle ebenso wie mit dem Schwerte."

Uralter Brauch der römischen Heere war es, selbst wenn sie nur eine Nacht an einem Orte bivouakirten, ein regelrechtes Lager mit Wall und Graben und Palissadenwerk zu errichten. Schanzpfähle gehörten zu der regelrechten Ausrüstung des Legionssoldaten zu Fuß. Daß die römischen Legionen (Regimenter würden wir etwa sagen) ihre Zimmerer- und Maurertalente da besonders entfalteten, wo sie dauernd in Garnison blieben, versteht sich von selbst. Das bestätigen die von Reichswegen seit 1892 methodisch betriebenen Forschungs- und Ausgrabungsarbeiten, welche den Zweck haben, das ganze Grenzsystem des römischen Reiches auf deutschem Boden und seine allmälige Entstehung wissenschaftlich festzustellen. Man muß alle Achtung davor haben, wie die römischen Legionäre ihre heimische Kunst unter den primitiven Verhältnissen an der Reichsgrenze am Limes bethätigt haben.

Unter den Kastellen, die bisher genauer erforscht sind, ist bei weitem das bedeutendste das der Saalburg bei Homburg vor der Höhe, um dessen Erforschung und wissenschaftliche Schilderung sich der Baurath Jacobi große Verdienste erworben hat, wie auch der verstorbene Ingenieuroberst August von Cohausen, dem die Limesforschung im Allgemeinen großen Dank schuldet.

Suchen wir uns ein Bild zu machen von dem Leben am Grenzwall.

Mit ihren Kulturgewohnheiten und Kulturbedürfnissen brachten die römischen Soldaten vielleicht nicht die volle handwerksmäßig gelernte Geschicklichkeit, aber die Kenntniß ihrer Produkte mit und etwas Kenntniß der Technik.

Neben ihrem militärischen Dienst: Wachestehen, Patrouillegehen, Exerziren hatten die Soldaten — im Taunuskastell der Saalburg meistens Räter und Vindelicier, also germanische Hülfstruppen — mit Handwerksarbeiten alle Hände voll zu thun; in erster Linie mit Instandhaltung der Wallbefestigungen, als Zimmerer und Maurer, dann als Bearbeiter von Stein, Holz, Leder und Metall, um Waffen, Kleider, Schuhe usw. zu verfertigen für ihren Bedarf.

Mit ihren germanischen Hülfsvölkern betrieben die Römer im Taunus Bergbau auf Eisen, bauten Hochöfen, von deren Betrieb noch mächtige Schlackenhügel bei Oberhain Zeugniß ablegen. Am Glaskopf, westlich vom Feldberg, war eine Glashütte in Gang, in welcher 30 Geviert-Centimeter große Glasscheiben für die vornehmen Wohnungen am Grenzwall hergestellt wurden.

Um das Festungswerk, das Fort, in welchem die Garnisonen stationirt waren, herum standen anfangs Zelte, dann Hütten, endlich feste Häuser, in denen Händler (mercatantes) ihren Aufenthalt hatten, welche den Soldaten allerlei kleine Bedürfnißartikel verkauften, ihnen wohl auch etwaige nicht sofort verzehr- und verwendbare Stücke ihres etwaigen Beuteantheils nach einer siegreichen Expedition abhandelten.

Auch die Soldaten selbst bauten sich Wohnungen für sich und ihre Angehörigen. Unter den Legionären waren manche lange Jahre außerhalb Italiens, schlossen eheartige Verbindungen — nicht streng römisch-rechtliche Vollehen! — und blieben haften, da sie nach so langer Zeit der italischen Heimath allgemach entfremdet und hier eingewurzelt waren. Auch ausgediente Veteranen verwendeten ihren gesparten Sold oder Ehrengeschenke dazu, sich anzusiedeln. Sie richteten ihre Wohnungen ein nicht nach Art der „Barbaren", in deren Land sie hier saßen, sondern nach Römerweise. Und diese Weise ward von den Germanen angenommen. Das zeigt schon die große Anzahl römischer Fachausdrücke der deutschen Sprache im Bauwesen. Da haben wie die Mauer — lateinisch murus, aus Bruch- oder Backsteinen, den die Steine verbindenden Mörtel — lateinisch mortarium, den Kalk — lateinisch calx. In die Mauern werden Fenster — lateinisch fenestrae und Pforten — portae — gebrochen oder eingebaut, das Dach bedeckt sich mit Ziegeln — tegulae; im Hause befinden sich gewölbte Gelasse, Kammern — camerae.

Nahe dem Kastell bildete sich die bürgerliche Niederlassung, die Lagerstadt, bewohnt von den genannten Elementen: dem Troß des Heeres, den Marketendern und Händlern, von römischen und germanischen Zuzüglern. Hier konnte sich römische Baukunst und römische Handwerksgeschicklichkeit in umfangreicher Weise bethätigen.

Auch die Bodenkultur nahm einen mächtigen Aufschwung. Das Beispiel der Römer, der Soldaten sowie zugewanderter römischer Bürger, welche die Eingeborenen dazu anleiteten, bestimmten die Ureinwohner zu umsichtigerer Rodung der Wälder, wodurch ausgedehnte Breiten Ackerlandes für den Pflug gewonnen wurden. Höher entwickelte Landwirthschaft faßte Fuß in Germanien, man eignete sich die besten Geräthe und Methoden schnell an, man erhielt durch römische Vermittelung eine Menge neuer Kulturpflanzen, namentlich Obstbäume. Hatte man sonst Siedelungen nur da errichtet, wo genießbares Wasser zu Tage lag, so lernte man von den römischen Soldaten, die an den Limes gebunden waren, den Tiefbrunnenbau. Was das für eine Förderung der Garten- und Feldkultur bedeutet, liegt auf der Hand.

Blumen, Früchte und Gemüse aller Art, anfangs von italischen, französischen, also römischen Händlern eingeführt, von den Deutschen gekauft und genossen, wurden allgemach von ihnen selbst gezogen: Wein, Kirschen, Pflaumen, Kohl, Senf usw.

Damit wurde der Speisezettel mannigfaltiger, die Auswahl der Lebensmittelvorräthe größer, das Leben genußreicher und schöner, bis in den zu einiger Volkszahl, Größe und Wohlhabenheit heranwachsenden wirklichen Städten alle Bequemlichkeiten, ja alle Moden der Weltmetropole nachgeahmt wurde.

Bei längerer Muse schufen sich die an Roms Lebensannehmlichkeiten gewohnten Offiziere und Beamten ihre Badehäuser, Rennbahnen; endlich erstanden sogar Theater und Odeen, d. h. Konzerthäuser. Den Legionsgottheiten errichtete man an geeigneten Plätzen Altäre, den verstorbenen oder im Kampf gefallenen Kameraden Denkmäler und Grabsteine in mehr oder minder künstlerischer Ausführung. Auch Schulen für die Nachkömmlinge entstanden in den Städten, die fleißig benutzt wurden.

Den Soldaten und Händlern schlossen sich zugezogene Handwerker aus Südfrankreich, aus Italien an und wurden anfangs zu Lieferanten vollkommnerer handwerklicher Produkte, allmälig zu Lehrmeistern ihrer Künste für die staunenden Barbaren, die den Vortheil vollkommnerer Geräthe, Waffen usw. schnell begriffen und Jenen gleich zu thun trachteten.

Stellen wir uns nun einmal vor, wie eine solche lange Kulturlinie, wie die römische Militärgrenze, auf das Volk jenseits des Walles wirken mußte.

Hatte einer der „Barbaren" den Limes passirt und die Wunder einer höheren Lebensführung mit eigenen Augen gesehen und allerlei neue Lebenserleichterungen und -genüsse kennen gelernt, so kam er heim, voll der neuen Eindrücke und Erfahrungen, berichtete davon und erregte die Neugierde seiner Volksgenossen. Andere bekamen Lust, diese Wunder auch kennen zu lernen; man suchte herbei, was man Ueberflüssiges hatte, um es einzutauschen gegen Neues, Schönes, Nützliches, Lustbares, was nur von jenseits des Limes einzutauschen war. Man sah, lernte, tauschte, kaufte — und ahmte nach.

Lebhafter und lebhafter wurde der Verkehr, immer mehr wurden die Zustände jenseits des Limes romanisirt, kultivirt. Auf deutschem Boden erstanden mit der Zeit Römerstädte, in denen ein Leben wogte so heiß, wie in der ewigen Roma selbst, in denen kaum eine Bequemlichkeit, ein Lebensgenuß fehlte, den der raffinirteste Lebemann aus der Hauptstadt des Weltreiches nur wünschen konnte. Ja Glieder der kaiserlichen Familie, selbst Damen derselben, fanden ihr volles Genüge in Colonia Agrippina, dem heutigen Köln, in Trier, der belgischen Kaiserstadt, und in vielen anderen Römerstädten auf germanischem Boden.

Die Germanen erwiesen sich als sehr gelehrige Schüler, denn wir dürfen sie uns schon zur Zeit, da der römische Grenzwall seine Kulturwirkungen begann, nicht mehr als „Wilde" vorstellen. Nahmen doch auch die Römer mancherlei germanisches Kulturgut an, das ihnen schön und nützlich erschien! Wovon vielleicht ein anderes Mal gehandelt werden soll. Sicherlich aber danken sie den Römern unendlich viele Bereicherungen ihrer Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, jedenfalls früher gespendete und unendlich mehr, als den Propagandisten des Christenthums, den großen Bekehrern und ihren Schülern, den Mönchen. Darum haben wir sicherlich eher das Recht, die Kultur des Mittelalters römisch-germanisch zu nennen, als christlich-germanisch. In dieser Bezeichnung sind im Gegentheil zwei Elemente zusammengekoppelt, die sich ihrem innersten Wesen nach ausschließen, sich feindlich gegenüber stehen wie Wasser und Feuer. „Christenthum und Deutschthum sind Gegensätze", schreibt Cleinpaul in seinem kulturgeschichtlichen Werke: Das Mittelalter, „durch die Einführung des Christenthums hatte das deutsche Volk seine Religion, seine Sprache und seine ganze Nationalität verloren."

Als die christlichen Kulturträger kamen, brachten sie an materiellem, technischem und sonstigem Gut auch ferner nichts Eigenes, sondern Habe und Errungenschaften des klassischen Alterthums und setzten lediglich fort, was vom Grenzwall aus schon vor ihnen nach Germanien hinein gewirkt hatte. Sie pflegten es, lehrten es auch den Heiden, die sie dann tauften, daß sie es üben möchten zu ihrem eigenen, d. h. der Kirchen und Klöster, zu der Pfaffen und Mönche Vortheil, die sich die Arbeitserträge ihrer Zöglinge und Gläubigen genau so vortrefflich anzueignen verstanden, wie der römische Sieger es ehedem gethan hatte. —

Die Erdmannshöhle im südlichen Schwarzwald.

Von Oskar Geck.

Von Säckingen aus, der idyllisch am Rhein gelegenen Trompeterstadt, erreicht man auf der neuen strategischen Bahnlinie Säckingen-Schopfheim, die dazu bestimmt ist, im Verein mit der neuerbauten Verbindungsstrecke Lörrach-Leopoldshöhe das in den Baseler Rheinwinkel hineinragende Stückchen Schweizer Landes zu umgehen, in kaum einer halben Stunde die Station Hasel am Eingange des wohl 3 Kilometer langen Fahrnautunnels. Man steigt nach rechts in dem saftigen Wiesenthal am Haselbach aufwärts und erblickt schon nach wenigen Minuten das Hüttchen rechts unten an einem Hügelabhang, das über der Eintrittsstelle zur Haseler-, auch „Erdmannshöhle" genannt, erbaut ist.

Der äußere Ueberbau der Höhle, der durch einen kaum 30 Meter hohen, oben abgeplatteten und mit Buschwerk, Obstbäumen und Feldfrüchten bewachsenen Hügel gebildet wird, bietet nichts Auffälliges, und Niemand würde in seinem Inneren etwas Besonderes vermuthen. Den Grundbestand der Anhöhe bildet der in jener Gegend häufig vorkommende und vielfach als Straßenschotter verwendete Kalkspat. Darüber hinweg führt mittelst bleistiftdicker Kupferdrähte die Leitung der an den Rheinfeldener Stromschnellen gewonnenen elektrischen Energie hinüber in das obere Wiesenthal, wo sie als Kraft- und Lichtquelle in den Dienst der dort zahlreich vorhandenen großen industriellen Etablissements gestellt wird. Bald werden in jenem Thale die vielen riesigen Fabrikschlote ihr Qualmen eingestellt und die Dampfmaschinen den letzten Kolbenhub gethan haben; und an ihre Stelle tritt die Elektrizität, die Tochter des schönen Rheinstromes, der auf dem Wege vom Bodensee bis Basel, eingezwängt zwischen den Ausläufern von Schwarzwald und Jura, in unermüdlichem Schaffensdrang seine Jugendkraft bethätigt.

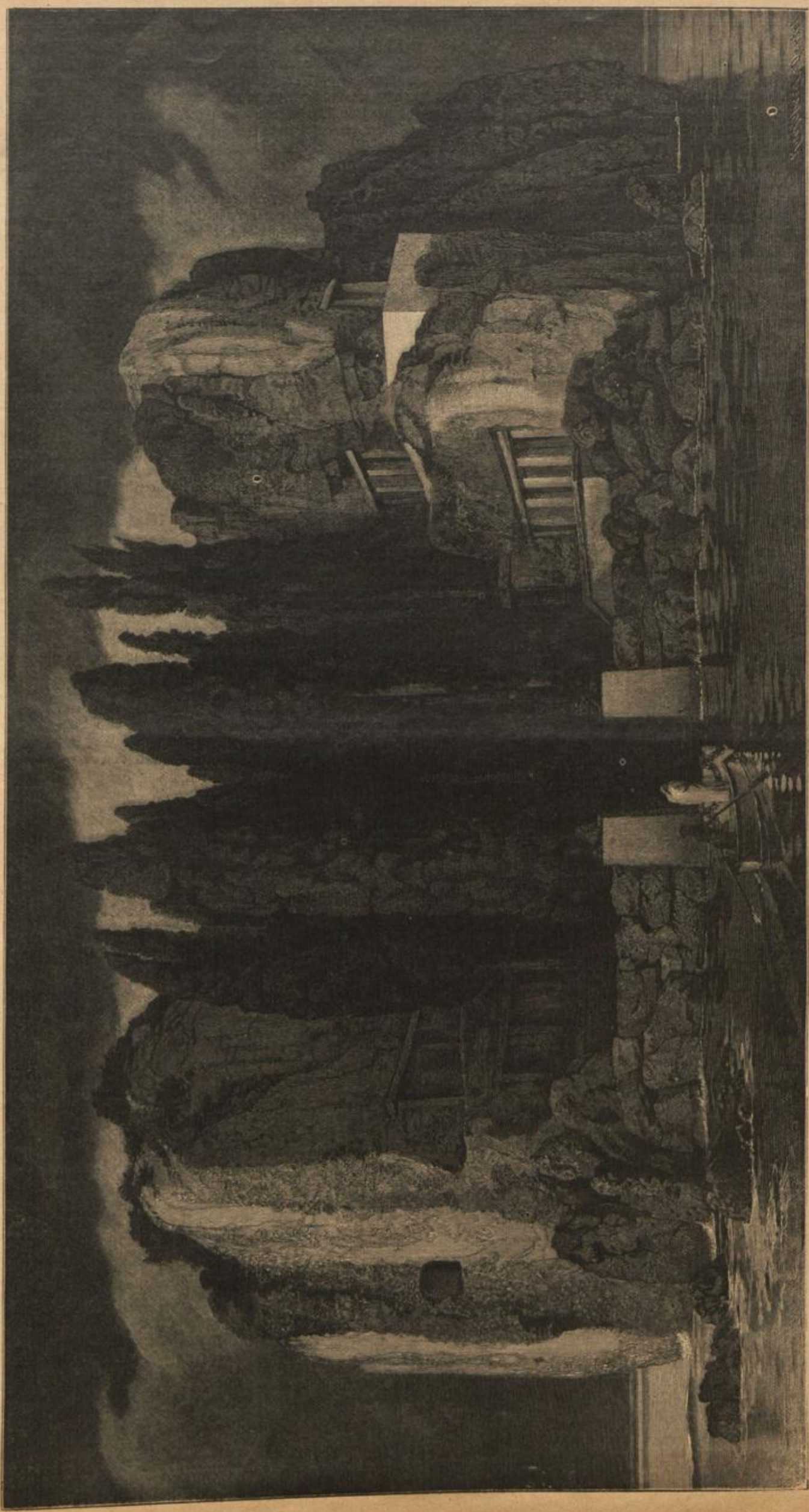
In dem bescheidenen Hüttchen am Eingang zur Höhle werden die Besucher in weite leinene, mit Kapuzen und Aermeln versehene Ueberwürfe gesteckt, die sie gegen die herabfallenden Wassertropfen schützen sollen, indeß der Führer, der jugendliche Sprößling des Besitzers, der im nahen Dorfe Hasel gelegenen Gastwirthschaft „Zur Erdmannshöhle", eine Handvoll langer Buchenspähne in Brand setzt, die er dann als bescheidene Leuchten unter die Höhlenwanderer vertheilt.

Wenn man den durch Absprengungen künstlich erweiterten Eingang passirt hat, gelangt man nach etwa zwanzig Schritten in einen weiten und hohen Raum, die sogenannte Versammlungshalle, von der aus die Höhle sich nun in drei Gänge gliedert. Rechts hin führt eine Holztreppe hinauf in den „langen Gang", gradeaus geht's hinab in die „Bachhöhle", links zum „Höhlensee". Man folgt dem jungen Höhlenstrategen zuerst in den „langen Gang". Hier beginnen die eigentlichen Tropfsteinbildungen. Die Wissenschaft erklärt die Entstehung dieser Mineralform jüngsten Ursprungs als einen Niederschlag aus den herabträufelnden Wässern, die vermöge ihres Kohlensäuregehaltes den Kalk des übergelagerten Kalkspates aufgelöst und bis zur Bildungsstelle mitgeführt haben. Decke und Wände des Ganges sind

mit dem Höhlenstein wie mit einer gelben Glasur überzogen. Das Interessantere sind jedoch die mannigfalten, zum Theil wunderlichen Formationen, zu denen sich die von der Decke herabhängenden Stalaktiten sowie die vom Boden aufwärts wachsenden Stalagmiten ausgestaltet haben.

Während die ersteren sich der Gestalt der Eiszapfen nähern, stellen die letzteren mehr flachkegelförmige Gebilde dar. Aber auch eine ganze Anzahl eigenartig kombinirter Formationen sind in dem sich ziemlich weit hinziehenden, bald doppelt mannshohen, bald wieder zum Bücken niedrigen „langen Gang" zu sehen.

Die Höhle soll im Jahre 1823 von einem Schullehrer der Haseler Gegend entdeckt worden sein. Man ist nun offenbar zuerst daran gegangen, die schönsten und hervorragendsten Gebilde derselben mit passenden Namen zu versehen, wobei die Mitwirkung eines benachbarten naturkundigen Pfarrherrn eine entscheidende Rolle gespielt zu haben scheint. Denn ein großer Theil der damals gewählten und jetzt eingebürgerten Bezeichnungen ist dem unmittelbar nächsten Gedankenkreis des christlichen Seelsorgers entnommen. Wir finden da die „Krippe von Bethlehem" mit den „Drei Weisen aus dem Morgenlande", die „Kapelle", den „Kanzeldeckel", den „Chormantel", die „Orgelpfeifen", den „Dom zu Köln" ꝛc. Aber auch anderen Gebieten des Lebens hat man die Taufnamen für die wunderlichen Kinder der Natur entlehnt, bei deren Auswahl in'ofern mitunter eine mächtige Phantasie mitgespielt zu haben scheint, als die Aehnlichkeit mit den Original-Gegenständen für den Besucher oft nur sehr schwer herauszufinden ist. Der „Eiffelthurm", die „Siegessäule zu Berlin", der „amerikanische Füllofen", das „Todtengerippe" mit dem „Todtenkopf", die „Fürstengruft" mit dem „steinernen Sarg" und den „Ahnenbildern" sind die wichtigsten der zum Theil geradezu herrlichen Ge-



Die Todteninsel. Gemälde von Arnold Böcklin im Museum zu Leipzig.

bilde. Einzelne der gewählten Namen sind ein Beweis dafür, daß man es verstanden hat, im Laufe der letzten Jahrzehnte in der Nomenklatur der Höhle den technischen Fortschritten und Errungenschaften unserer Zeit die ihnen gebührenden Konzessionen zu machen.

Mit Ausnahme des „Chormantels", des „Kanzeldeckels" und der „Orgelpfeifen" gehören die genannten Gebilde ausnahmslos dem „langen Gang" an, der die größte Mannigfaltigkeit in den Tropfsteinformen aufweist und dessen Abschluß bisher noch nicht aufgefunden werden konnte, obwohl die Forscher noch Hunderte von Metern weiter vordrangen, als es dem gewöhnlichen Besucher zu gehen möglich ist. An einzelnen Stellen haben sich Stalaktiten und Stalagmiten, also die herab- und die hinaufwachsenden Bildungen, in der Mitte der Höhe die Hand gereicht und sind dann zu mächtigen, fast zylindrischen Säulen ausgewachsen, von denen die stärkste wohl vier Meter hoch ist und an der schwächsten, der Vereinigungsstelle jetzt schon einen Umfang von mindestens sechzig Zentimetern aufweist. Die interessantesten Formen, die in ihrer Aehnlichkeit dem Original zugleich auch am nächsten kommen, finden wir beim „amerikanischen Füllofen". Der Führer versäumt es nicht, seinen Lichtspahn in das Innere desselben hineinzuführen, so daß man Gelegenheit hat, die geradezu prachtvolle Konstruktion des schönen Gebildes bewundern zu können. Auch die geräumige „Fürstengruft" macht einen imponirenden Eindruck, ebenso der „steinerne Sarg", ein von der Tropfsteinglasur überzogener und mit allerlei erstaunlich regelmäßig angeordnetem Zierrath geschmückter mächtiger Steinblock.

Das gewaltigste und in seiner Eigenart eindrucksvollste Gebilde ist jedoch in der „Bachhöhle" zu sehen, zu der man von der „Versammlungshalle" auf einer Treppe etwa zehn Stufen hinabsteigt. Oben schon hört man das Rauschen des Wassers, und wenn man unten ankommt, führt ein hölzerner Steg über einen ansehnlich starken, rasch und klar dahinfließenden Bach weg, der sich in zahllosen Windungen durch die Höhle schlängelt, und dessen Austrittsstelle aus dem unterirdischen Gefängniß bisher noch nicht festzustellen war. Starke Niederschläge pflegen das Wasser bis zur Höhe des Steges, also wohl zwei Meter hoch, anzuschwellen; und in Momenten heftiger Barometerstürze, wenn der Druck der atmosphärischen Luft sich rasch und stark vermindert, soll das Steigen des Wassers manchmal so überraschend schnell vor sich gehen, daß Leute, die auf ihrem Gange durch die Bachhöhle den Brückensteg trockenen Fußes passirt haben, auf dem Rückweg denselben bereits vom Wasser bespült vorfinden.

Von der Decke dieses wohl sechs Meter hohen Raumes herab hängt nun der mächtige „Chormantel", wie gesagt, das gewaltigste Tropfsteingebilde der ganzen Höhle. Der Mantel mißt bis zur untersten Spitze gute 2—2½ Meter und ist in geradezu malerische Falten gelegt, deren verschiedenartige Farbennuancen, vom dunkeln Grau bis zum gelblich-weißen Saum der unteren, jüngsten Bildungsstellen, die Illusion des Beschauers wirkungsvoll unterstützen. Wie viele Jahrtausende müssen darüber hingegangen sein, ehe aus dem ersten, verschwindend kleinen Niederschlag der nur spärlich fallenden Wassertropfen dieses gewaltige Gebilde entstanden war, dessen Gewicht mit 4—5 Zentnern wohl nicht zu hoch geschätzt sein dürfte! „Hundert Jahre sind im Wachsthum der Tropfsteine nur schwer zu erkennen", pflegt der jugendliche Führer bei der Demonstration des „Chormantels" zu bemerken, „und nun stelle man sich vor, welche ungeheure Zeit nöthig gewesen sein muß, bis der „Mantel" so weit war, wie wir ihn hier sehen!" — Ob in dem hellen Kopfe des Jungen nicht schon manchmal kritische Bedenken aufgestiegen sein mögen gegen Dies und Jenes, was man in unseren Elementarschulen zu lehren für gut findet?!

Ganz hinten in der schmalen Klamm, welche die „Bachhöhle" abschließt, ist eine weitere Merkwürdigkeit zu sehen: die „klingenden Orgelpfeifen", eine Reihe von eiszapfenartigen Stalaktiten, die in halber Mannshöhe, 40—60 Zentimeter lang, von der einwärts geneigten Seitenwand des Raumes herabhängen. Die schönsten und vollkommensten dieser Gebilde geben, sobald man mit der geballten Faust einen kräftigen Schlag gegen sie führt, einen langgezogenen, ziemlich hellen Klang, der je nach der Länge der „Pfeifen" eine verschiedene Höhe hat. Dabei will es der Zufall, daß die jüngste und die älteste der „klingenden Orgelpfeifen" in tadellos reiner Oktav abgestimmt sind, die, wenn man sie erklingen läßt, eine eigenartig feierliche Stimmung in die Stille des Höhlenkellers hineinträgt.

Den Schluß der wohl eine Stunde in Anspruch nehmenden Höhlenwanderung bildet die Besichtigung des „Höhlensees", der, unmittelbar an die Versammlungshalle anschließend und etwa zwei Meter höher gelegen als diese, in einem niedrigen Gewölbe sich ziemlich tief in's Innere der Gesteinsmassen hinein erstreckt. Sein Wasser ist krystallklar und soll an einigen Stellen eine beträchtliche Tiefe aufweisen. Bei der Niedrigkeit dieses Seitenflügels der Höhle würde sich jedoch auch bei völliger Trockenheit ein weiteres Vordringen von selbst verbieten.

Der Führer wendet sich zum Rückweg, und in wenigen Minuten begrüßt man wieder das helle Tageslicht und kann seine Blicke hinüber schweifen lassen über die saftigen Matten des Haselbachthales und hinauf zu den herrlichen Tannenwäldern, welche die nahen Schwarzwaldberge zieren.

In nicht ferner Zeit soll die „Erdmannshöhle" elektrische Beleuchtung erhalten. Dieselbe soll an die bereits erwähnte, in unmittelbarer Nähe vorüberführende Rheinfeldener Kraftleitung angeschlossen werden und wird zweifellos sehr viel dazu beitragen, den Besuch der interessanten Naturmerkwürdigkeit noch empfehlenswerther und vor Allem bequemer zu gestalten. Das bisherige allzu primitive Beleuchtungssystem durch Buchenspähne lenkt, da man durch das Instandhalten der Flamme fortwährend in Anspruch genommen wird, nicht blos die Aufmerksamkeit des Besuchers von den Sehenswürdigkeiten der Höhle ab, sondern hat auch zu einer totalen Verrußung der ursprünglich glänzend gelblich-weißen Tropfsteinmassen geführt. Wenn dann den unterirdischen Räumen ihre ursprüngliche helle Farbe wiedergegeben ist und Alles im Glanze geschickt vertheilter elektrischer Glüh- und Bogenlampen erstrahlt, dann erst wird der ganze eigenartige Reiz dieses prächtigen Höhlenschlosses voll zur Geltung kommen. —

Der Guinea-Jack.

Von Jacob Hilditsch.

Schiffer Gerhardtsen führte das Barkschiff „Marie Louise", das aus dem letzten Loch in Klasse A 2 pfiff, von mittlerer Größe war, hauptsächlich für Amerikafahrten verwandt wurde und Bauholz oder Petroleum lud, je nachdem es sich traf. Sie fuhr fest bestimmte Route, wie Schiffer Gerhardtsen sagte. Und darauf war er stolz, denn es gab Viele, die nur auf der Ostsee fuhren, ja Viele, die auch das nicht einmal thaten.

Zur großen Freude des Schiffers Gerhardtsen und zur Erhöhung seines Stolzes hatte er jedoch einmal in jener kurzen, guten Zeit, deren sich die Schiffer und Rheder vor sieben, acht Jahren erfreuen konnten, eine kleine Unterbrechung in seine Routenfahrten gebracht und eine Tour nach Afrika gemacht — zur „Goldküste", wie er sagte. Gott weiß, warum; denn der Hafen, den er besuchte, lag eigentlich näher dem Mittelmeer. Nun, vielleicht hörte sich „Goldküste" ein wenig abenteuerlicher an. Und dies war ja auch die einzige Fahrt, die er nach Afrika gemacht hatte, wenigstens als Schiffsführer. Von dieser Fahrt hatte er viele merkwürdige Dinge mit nach Hause gebracht, Cocosnüsse und Binsenmatten und wunderliche Thonkrüge, Bogen und Pfeile zur Illustrirung der Lebensart der Wilden — er hatte nämlich das Glück gehabt, im Hafen von London einen kleinen Trödler zu finden, bei dem es eine reiche Auswahl an allerhand heidnischen Sachen gab.

Aber seinen Hahn hatte er wirklich in Afrika gekauft; freilich nicht von einem Negerhäuptling, wie er behauptete, sondern von einer Frau, die auf einem Sprossenwagen Federvieh verkaufte.

Erst hatte er gedacht, den Hahn aufzuessen, wenn er auf offener See wäre und Verlangen nach frischem Fleisch hätte; als er sich aber mehr an das Thier gewöhnt hatte, sagte er, es wäre ein ungewöhnlich schöner Hahn, größer als die meisten Hähne, strahlend goldroth mit blauschwarzen, glänzenden Schwingen- und Schweiffedern und einem Kamm, der blutroth wurde oder verblaßte, je nach der Stimmung seines Trägers. Dazu war er ein Teufelskerl auf See; er stand gespreizt da und machte Seebeine drinnen in seinem Käfig, und war ebenso munter, wenn es auch noch so einen großen Sturm gab; und am Abend hüpfte er auf seine Aufflugstange hinauf, krallte sich fest, so daß man das Knirschen über das ganze Schiff hörte, und begann so sicher zu schlafen, als wenn er noch im Ei läge. Aber früh, früh am Morgen krähte er, daß es eine wahre Lust war.

All dieses veranlaßte den Schiffer, den Hahn am Leben zu lassen. Er ließ ihn eines Tages, als schönes Wetter war, auf das Deck hinaus, um zu sehen, was er dann anstellen würde. Der Hahn schlug mit den Schwingen, schüttelte die Federn — und dann krähte er himmelhoch, zum Zeichen, daß er sich sehr wohl befände. Man kann wirklich Vergnügen daran haben, wenn man ihn an Bord behält, dachte Schiffer Gerhardtsen.

Einen Namen mußte er aber eigentlich haben; das muß ja alles Lebende an Bord. Lange sann er darüber nach; gegen Abend hatte er einen Namen gefunden. „Guinea-Jack" wurde der Hahn getauft zur Erinnerung an die Afrikafahrt, und er sollte leben bleiben, so lange er wollte. „Zum Teufel, wo hast Du den flotten Hahn her, Gerhardtsen?"

„Den Guinea-Jack meinst Du! O, ich habe ihn von so einem schwarzen Teufel von Negerhäuptling unten an der Goldküste eingetauscht, als ich das letzte Mal da war. . ."

Es konnte ganz amüsant werden, dergleichen so bis in die Unendlichkeit immer wieder zu erzählen, dachte Schiffer Gerhardtsen.

Es war entschieden! Der Hahn blieb am Leben.

* * *

Nun befand sich der Guinea-Jack gegen drei Jahre an Bord. Er war einen einzigen Winter an Land gewesen, als die Schute daheim war; aber im Frühling war er wieder mit hinaus. Offenbar behagte es ihm am besten an Bord. Er saß am Lande mit aufgeplusterten Federn, ließ nachdenklich die Flügel hängen und brachte lange Klagetöne hervor, statt ordentliches Hahnengekrähe; aber sobald er wieder an Bord kam, war er so stolz, wie jemals.

Die Mannschaft der „Marie Louise" war nicht so entzückt über den Guinea-Jack, wie der Schiffer. Solche, wie der Zimmermann und der Steward und Thorvald, der Sohn des Zimmermanns, der nicht recht wußte, ob er Matrose oder nur Jungmann an Bord war, sagten freilich nicht viel; denn diese Drei waren schon an Bord gewesen, als der Hahn dorthin kam, und hatten sich an ihn gewöhnt. Aber der wechselnde Theil der Mannschaft hatte fortwährend allerhand Klagen über den Hahn zu führen. Der Deckjunge, der das Deck spülen mußte, sagte, es wäre eine Schweinerei, einen solchen Vogel an Bord frei umhergehen zu lassen; die Matrosen paßten die Gelegenheiten ab, ihm einen ordentlichen Schreck einzujagen, indem sie ihn unversehens anschrien oder mit dem Fuß nach ihm stießen — besonders wenn der Schiffer schlief; und der zweite Steuermann behandelte ihn mit stiller Verachtung. Er sah am liebsten garnicht nach der Seite hin, wo der Hahn ging; wenn es dennoch vorkam, geschah es mit emporgezogenen Brauen, und er lachte mitleidig und

wandte sich ab, wenn der Schiffer nach seinem Nachmittagsschläfchen eine kleine Promenade auf Deck machte und nachlässig und gemächlich mit der Meerschaumspitze zwischen den Zähnen hin- und herschlenderte und zärtlich lockte: „Such' Jack! Pick, pick!"

Dann lachte, wie gesagt, der zweite Steuermann verächtlich und mitleidig: „Pfui Teufel! Es ist gräßlich, einen alten Schiffer solche Narrenspossen mit einem Hahn treiben zu sehen!"

Wenn dann der Hahn steifbeinig, mit langen Schritten und hängenden Flügeln angelaufen kam, bereitete es dem Steuermann ein Vergnügen, wenn er ihm ein Bein stellen konnte, ohne daß der Schiffer es bemerkte.

„Paß auf!" schrie er dann dem Nächsten zu, „nun kommt Goldbrand!"

Und er schüttelte ärgerlich den Kopf: „Hol mich der Teufel! Ist das nicht schlimmer, als wenn wir hier einen dicken Kavalleristen auf Deck herumfliegen und hüpfen hätten." — —

Man kann von einem Steward nicht erwarten, daß er für alle Ewigkeit auf ein und derselben Schute bleiben soll. So war es denn nicht verwunderlich, daß der alte Steward der „Marie Louise" das Schiff in Sutton Bridge verließ. Er hatte erwartet, daß die Schute nach dieser Fahrt heimkehren würde. Das war auch die Absicht gewesen; als sie dann aber sich fertig machte, nach Mobile zu gehen, dankte er für seinen Theil.

Es gab in Sutton Bridge keine große Auswahl an Stewards, aber dennoch konnte Schiffer Gerhardtsen einen anmustern, gerade an dem Tage, bevor er die Anker lichten sollte. Er war von Mandal her, ein „Mandalusier", wie er sagte, und er war, nach seiner eigenen Aussage, in den letzten Jahren meist mit Amerikanern gefahren, am liebsten mit Steamern. Wenn es sich also um Puddings, Pasteten oder Klöße handelte, war er vor jedem Anderen der Mann dafür. Und Seemann wäre er auch, wenn Noth an Mann ging; das sah man an dem Yankeebart und den Tuschzeichnungen auf dem Handbogen, dem Arm und in der Brustöffnung des Flanellhemdes.

In diesem Steward hatte der Guinea-Jack seinen Todfeind gefunden. Nicht etwa, daß der Steward es sogleich darauf angelegt hätte, dem Hahn etwas anzuthun, aber er behandelte ihn einfach nur als etwas Eßbares. Er gab ihm reichlich Essen und Abfälle, aber hatte eine teufliche Weise, ihn anzufassen; er packte ihn an der Brust und hob ihn so auf, wenn er ihn traf. In den ersten Tagen hatte er etwas davon gesagt, daß der Hahn so verdammt krähe, er wecke die ganze Freiwacht um drei Uhr am Morgen. Aber dann dachte er wieder bei sich im Stillen: es vergehen ja nicht viele Tage, dann habe ich ihn in der Pfanne.

Als „Marie Louise" etwa eine Woche in See gewesen war, nimmt Schiffer Gerhardtsen sich an einem Sonnabend Abend seinen Steward vor und sagt: „Du, Steward, morgen ist Sonntag, und, was mehr ist, morgen hätte ich silberne Hochzeit feiern sollen, wenn ich zu Hause gewesen wäre. Ja, ja, morgen sind es fünfundzwanzig Jahre. . . Darum wäre es nicht so übel angebracht, wenn Du uns 'was Gutes zum Mittag beschaffen würdest."

Das war etwas für den „Mandalusier", den Steamer-Steward, der nur darauf gelauert hatte, seine ganze unglaubliche Fertigkeit in der Kochkunst zu zeigen — hier an Bord, wo es nichts weiter gab, als Salzfleisch, Speck, Stockfisch und Syrupsuppe. Sein ganzes Gesicht leuchtete bei dem bloßen Gedanken an all' das, was er bereiten wollte.

„Einen Augenblick, Kapitän! Ich sag' nur einen Augenblick! Ich backe morgen früh frisches Weizenbrod, wirklich, das thu' ich; und zum Mittag — Donnerwetter, daß wir keine Maccaroni an Bord haben! Ich kann so einen feinen, lockeren Pudding backen — aber ich muß einen Reispudding machen, er ist auch gut und sehr wohlschmeckend; und dann will ich eine neue Pastete aus gesalzenem Hammelfleisch machen, die schmeckt auch gut . . ."

„Das ist Alles so weichliches Zeug, Steward; ich wollte eigentlich 'was Reelleres haben," meinte Schiffer Gerhardtsen.

Der Steward hatte in diesem Augenblick eine große Idee bekommen. Er lachte über das ganze Gesicht vor bloßer Verwunderung, daß er daran nicht früher gedacht hatte. Er schlug mit entschiedener Bewegung mit der Hand aus.

„Ach, zum Teufel — entschuldigen Sie, Kapitän — aber wir haben ja das Hahnenvieh! Wir haben ja den Hahn! Wollen Sie ihn in Butter gebraten haben, oder soll er gekocht werden mit . . ."

Der Schiffer Gerhardtsen erbleichte bei dem bloßen Gedanken.

„Den Guinea-Jack! Den afrikanischen Hahn! Ich meine, Du bist rein verrückt, Steward! Ich tauschte ihn bei einem Negerhäuptling ein, als ich das letzte Mal dort unten war. Der ist nun drei Jahre an Bord, der Guinea-Jack! Ha — ha! Ich meine, Du bist verrückt! Glaubst Du vielleicht, ich esse meine eigene Besatzung auf? Der Guinea-Jack! Solch' einen Hahn giebt's garnicht mehr, er kräht wie ein Uhrwerk; der der . . ."

Seit diesem Abend ging es dem Guinea-Jack nicht mehr so gut wie früher. Der Steward gab ihm nichts, außer wenn gerade der Schiffer auf Deck war; dennoch war der Hahn gleich stolz, krähte ebenso regelmäßig und that, als wenn ihm nichts abginge.

Aber alle Tage jammerte der Steward gegenüber der übrigen Mannschaft: Er wäre einfach angeführt worden, sagte er, und es wäre die Pflicht der Jungen gewesen, ihm zu sagen, wie es sich hier verhielte. Als er an Bord kam und diesen rothen Hahn auf Deck umherstolziren sah, hätte er natürlich geglaubt, es wäre mit ihm, wie sonst mit den Hähnen an Bord anderer christlicher Schuten, daß er als frisches Fleisch zu betrachten sei, sonst hätte er sich niemals auf der Schute verheuert. Er hätte auch zu dieser Thorheit stillgeschwiegen, weil er meinte, es würde in einer Woche oder dergleichen ein Ende nehmen. Aber der Teufel sollte ihn holen, wenn er mit Federvieh und anderem Vieh zusammenfahren sollte! Es wäre doch wohl kein Bauernhof, wo er an Bord gegangen war? Das wäre ja schlimmer, als wenn er sich auf einem Negerboot verheuert hätte unter lauter Kannaiten und Heiden, gerade wie in einer Menagerie. Er fahre nun über zweiundzwanzig Jahre zur See; aber das hätte er doch noch niemals erlebt, daß er jeden einzigen Morgen während des ganzen Jahres sollte durch Hahnengeschrei gestört werden. Er wäre doch noch kein Schweizer oder eine Kuhmagd! Krank wäre er, ja wirklich krank: jeden Morgen hätte er Alpdrücken! Jedes Mal, wenn er lag und schlief und hörte dann dieses Hahnengekräh direkt draußen, überkäme es ihn, als säße er in einem alten Bauernprahm und fahre mit Kartoffeln und Milchtonnen. Ja, fünf Morgen hintereinander hätte er schwitzend dagelegen und geträumt, daß ein altes Weib über ihm stände und sagte, er müßte sich ermuntern und aufstehen, er müßte hinaus und Preißelbeeren pflücken. Gerade, als wenn er wieder ein kleiner Schulbube wäre! Hätten sie ihm nur gleich in Sutton Bridge gesagt, daß dieses Hahnenbest angemustert war, hätte er dem Krähen schon ein Ende gemacht, ohne dem Vieh was zu Leide zu thun, da es ja dem Schiffer so viel Freude bereitete. Er wollte gewiß Niemandem zu nahe treten, weder Mensch noch Thier, aber er wollte in jedem Fall nicht nach Mobile kommen, ohne nicht sofort zum Ap'teker zu gehen. Gott sei Lob, es gäbe noch Tropfen für solche Unvernunft!

Als „Marie Louise", auch auf dieser Fahrt endlich an's Ziel gelangt, in das Dock geschleppt war und am Hafendamm verankert lag, und der Steward seinen ersten Landurlaubstag hatte, nickte er den anderen Jungen vielsagend zu: „Nun werd' ich dem Hahnenbest bald den Schnabel stopfen!"

„Willst Du den Konsul bitten, sich seiner anzunehmen?" lachte einer der Jungen.

„Den Konsul? Bist Du verrückt? Nein, Du. Nun leg' ich hart bei'm Ap'teker an. Der hat Tropfen!"

„Jesses, Du willst doch wohl nicht dem Goldbrand an's Leben?" fragte der Zimmermann erschreckt. „Na, wenn der Schiffer erführe, daß Du den Guinea-Jack getödtet hast, dann wärst Du sicher auch fertig!"

„Tödten? Seh' ich aus, als wenn ich Jemand tödten wollte? Hätt' ich diesen Negerhahn morden wollen, so hätte ich ihn wohl schon lange auf die Seite gebracht, und hätte ich es thun wollen, ohne daß es Jemand gemerkt hätte, dann brauchte ich nur Gips aus der Flasche im Lampenraum zu nehmen und es ihm in den Brei zu thun; dann wäre er inwendig zugespundet worden, und Niemand wäre darauf gekommen. Nein, ich werde ihm sicher nichts anthun, was ihn „auteriren" kann! Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht dem Gekrähe ein Ende mache — wenigstens um die Hundewache . . ."

Damit ging der Steward, fein ausgeputzt und in bester Laune, an's Land.

Es ging schon stark auf den Morgen, als der Steward von seinem Landurlaub zurückkam. Der Guinea-Jack hatte bereits sein Krähen wegen des Morgengrauens abgethan, und der Steward ging ganz ruhig in die Koje, um noch zwei bis drei Stunden zu schlafen, bis er den Kaffeekessel aufsetzen mußte. Er drohte nur nach dem Käfig unter der Back hin, wo der Hahn ganz wach saß und mit dem Schnabel auf der Aufflugstange hin- und herwetzte.

„Ja, wart' nur! Nu ist es, heil'ges Kreuz, vorbei mit Deinem Gekrähe!"

Nach seinem Mittagsschläfchen ging Schiffer Gerhardtsen an's Land, wie es seine Gewohnheit war, wenn er im Hafen lag, und der Steward machte sofort ein langes Nachmittagsschläfchen, wie es auch seine Gewohnheit war, wenn er an Land gewesen war.

Gegen Abend saß er, sehr eifrig beschäftigt, in der Kombüsenthür und bereitete einen seltsamen Teig aus Mehl, zerbröckeltem Schiffsbrot und Wasser. Ringsum standen die Jungen und sahen mißtrauisch zu.

Als der Teig beinahe fertig war, zog der Steward eine kleine Flasche hervor und las auf dem Etiquet: „Zehn Tropfen für Erwachsene. Kinder ein Tropfen für jedes Jahr bis fünf."

„Ja, erwachsen ist er," murmelte er, und damit goß er nicht tropfenweise, sondern einen tüchtigen Schluck in die Teigschüssel und rührte es gründlich um.

„Auf die Weise vermischt es sich nicht ordenlich," sagte Martin, „bisweilen wird's was, bisweilen nichts!"

„Du hast wahrlich Recht," sagte der Steward und kratzte sich hinter'm Ohr, nahm dann die Wasserkelle halb voll Wasser und goß eine ordentliche Portion aus der Flasche hinein, rührte es einen Augenblick um und goß dann das Ganze auf den Teig. Er wurde sogleich wieder suppig, aber eine Handvoll Mehl und einige Brotstückchen machten ihn bald fester.

„Nun ist er gut vermengt," nickte der Steward und beroch ihn. „Nun hab' ich wahrlich Nachtruh für eine ganze, lange Reise. Er wird sich doch nicht widerspenstig zeigen und das Zeug nicht essen wollen?! Ach nein!"

Er stand auf und watschelte über Deck, indem er sich bemühte, den Schiffer nach Möglichkeit nachzuahmen. Und er rief mit zärtlicher Stimme: „Such', Jack! Pick, pick, pick!"

Die ganze Mannschaft stand sehr gespannt um die Hahnensteige, während der Steward die Teigschüssel hineinstellte und den Hahn freundlich lockte.

„Na, mein Jungchen, das ist für Dich! Geh' an! . . . So, so, das war nett, Jungchen! Es schmeckt ihm gut! Das ist recht was für Jack! Pick, pick, pick! Geh' an!"

Der Guinea-Jack gluckste und hackte in die Teigschüssel, anfangs gleichgiltig, später mit gierigem Appetit. Der Steward hatte dafür gesorgt, daß er gegen Abend Hunger haben sollte. Schließlich mußte er ihm die Schüssel fortnehmen.

„Na, na, Du elender, rother Kammritter! Willst Du Alles auf einmal auffressen? Nu hat er ordentlich geladen!" wandte er sich an die Anderen. „Nu kräht er so bald nicht wieder!"

„Aber was in aller Welt ist es denn, was Du da hineingemischt hast? Es war doch nichts Gefährliches?" fragte der Zimmermann ängstlich.

„Was es war?, Opiumtropfen natürlich, Du

Dummkopf. Was giebt's sonst für die Nachtruh? Gute Nacht, Jack! Schlaf' gut!"

Damit warf er die Thür des Käfigs zu und hängte das alte Stück Segeltuch darüber.

* * *

An diesem Abend kam Schiffer Gerhardtsen mit drei Fremden an Bord: Markussen von der „Aurora", Berg von der „Emma" und Evensen vom „Stamford". Sie hatten am Land zusammen Abendbrod gegessen, und nun wollten sie Whist spielen und an Bord bei Schiffer Gerhardtsen Grog trinken . . .

„Pfui, nein, ich bin aber müd'!" sagte Evensen später am Abend, streckte die Arme in die Höhe, gähnte und sah nach der Uhr. „Halb eins! Na, das ist auch schlimm genug!"

„Wir spielen den Rubber zu Ende," sagte Markussen.

„Ja, aber das muß auch der letzte sein!"

„Seid Ihr verrückt, Jungens," fiel Schiffer Gerhardtsen ein, „jetzt denkt Ihr schon von Bord zu gehen?! Jesses, es ist ja helle Sommernacht. Nein, seht her! Wir brauen uns noch ein Glas und scheeren uns den Teufel um die Uhr! Du giebst, Markussen!" . . .

„Ja, wollt Ihr nun so gut sein, mir zu sagen, wann Ihr eigentlich gedacht habt, fortzugehen, Gentlemen?" sagte Schiffer Evensen nach einer Stunde wieder. Da hatte er das ganze Spiel längst aufgegeben, nachdem er mit der unverantwortlichen Bemerkung gekommen war, daß es ihm ganz verdammt gleich wär', was sein eigener Partner, Schiffer Berg „ansagte". Nun saß er in der Sophaecke und es fiel ihm schwer, die Augen offen zu halten, während er sich ein neues Glas braute. Die anderen Drei spielten mit dem Strohmann.

Schiffer Gerhardtsen war schon recht roth im Gesicht und auch ziemlich aufgeregt.

„Gehen?" rief er, „sagtest Du gehen? Nein, mit Dir ist es nun schon ganz aus, lieber Evensen! Schimpft vielleicht Dein Deckjunge, wenn Du zu spät am Land bleibst?"

„Herr Gott, Gerhardtsen! Du weißt doch, ich pflege ein gemüthliches Gelage nicht zu stören, aber es muß doch auch in Allem Sinn und Verstand sein! Ich will nur wissen, wann! Sag' mir nur eine bestimmte Stunde, dann bin ich schon zufrieden!"

„Um halb sieben," sagte Berg. Er hatte in der letzten halben Stunde nicht den Mund aufgemacht.

„Nein," sagte Schiffer Gerhardtsen, „wenn ich im Ernst reden soll, will ich Euch sagen, es ist hier ein alter Brauch an Bord, daß die Leute nicht früher die Kajüte verlassen, bis mein Hahn kräht — um diese Zeit des Jahres wenigstens."

Das war keineswegs ein alter Brauch, es war nur ein Brauch, den Schiffer Gerhardtsen im Augenblick erfand; aber er schien selbst daran zu glauben, denn er fügte mit großer Rührung hinzu: „Es ist noch niemals geschehen, daß ein Gast von einem Gelage hier an Bord fortgegangen ist, bevor Jack loskrähte. So lange ein Hahn solch' ein Uhrwerk ist, muß . . ."

„Na, wann kräht denn Dein Negerhahn gewöhnlich los?" fragte Evensen gleichgültig.

Schiffer Gerhardtsen sah nach der Uhr. „Um diese Jahreszeit legt er fünf Minuten nach halb drei los!"

„Na, na, so auf die Minute wird es wohl nicht sein," meinte Evensen.

„Auf die Minute! Was parirst Du? Du hast gewonnen, wenn es zehn Sekunden darüber wird! Glaubst Du vielleicht, ich hielte ihn, wenn er nicht eine Rarität wär'? Wir gießen uns noch einen neuen Grog ein, Leute, und dann warten wir auf Jack. Ihr könnt' Euch auf den Kerl verlassen!"

Während die Anderen mit ihren Gläsern beschäftigt waren, ging Schiffer Gerhardtsen für einen Augenblick auf Deck hinaus und nahm das Stück Segeltuch von dem Hahnenhause ab. Jack würde ja wohl auch so krähen, aber es konnte ja nichts schaden. Er wurde doch vielleicht schneller wach, wenn er das Tageslicht gerade hereinbekam. . . .

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die Todteninsel.

Ganz einsam liegt im riesigen Ozean ein stiller Platz.

Steinriesen warf die Natur mitten in salzige Brandung. Menschenhände bauten Kammern hinein zur Ruhe der Todten. Auf dem starren Gestein, dem kalte Winde von ferneher kümmerliche Ackerkrume schenkten, wächst kein Leben außer dem Todtenbaum, der düster wilden Zypresse. Wie aus grauem Eisen gerundet ist ihr Stamm, und unbewegt steht sie in Stürmen, stark, schön und gebietend, des Todes Bannermast.

In grellrothem Mantel, den kein Wind bewegt, der todt hinabfällt an dem starr gereckten Leibe, steuert ein Ferge den Leichenkahn dem dunklen Ruheporte zu.

In weißen Linnen liegt die Leiche lang gestreckt.

Vom Leben draußen dringt nur ein leiser Plätscherschall matt ersterbender Wellen in diese große, heilige Stille.

Otto Julius Bierbaum.

Samarkand. Von der Geschichte der Hauptstadt des Samarkandgebietes und besonders von den Ruinen der alten Stadt finden sich in einem neuen Buche von Krahmer, „Rußland in Mittelasien" (Leipzig, Zuckschwerdt), bemerkenswerthe Mittheilungen. Die Stadt ist zur Zeit Alexanders an der Stelle, wo die Stadt Marcanda lag, gebaut. Im Jahre 643 bemächtigten sich die Araber ihrer und führten den Islam ein. Als Residenz der Sameniden-Dynastie, vom neunten bis zum Anfang des elften Jahrhunderts, wurde sie das „Asyl des Friedens und der Wissenschaften", eine volkreiche Weltstadt, die in Asien am meisten zur Entwickelung von Kenntnissen beigetragen hat. Im Jahre 1219 wurde sie von Tshingis-Chan erobert; sie erholte sich aber bald und wurde der Mittelpunkt des mächtigen Reiches von Tamerlan; dann wurde sie von Neuem von Nomaden verwüstet. Aus der Zeit Tamerlans und seiner Nachfolger stammen die Ruinen des alten Samarkand, die auf den Feldern und auf den Höhen in der Umgegend der heutigen Stadt zerstreut liegen. Von Weitem schon sieht man über den Mauern die großen blauen Dome und einige Minarets seiner Moscheen, Paläste und Medressen (muhamedanische Hochschulen), die sich von den im Winter weißen, im Sommer violetten und tiefblauen Gebirgen am Horizont abheben. Seit 1868 ist die Stadt in russischem Besitz. Heute zählt sie etwa 60000 Einwohner. Streng geschieden von einander sind der russische und der muhamedanische Stadttheil.

Man muß das Labyrinth von engen Straßen im muhamedanischen Stadttheil durchschreiten, um zu begreifen, was Samarkand zur Zeit seiner Blüthe gewesen ist. Kaum giebt es in der Welt Schulen, die sich in Bezug auf die reiche Architektur mit den Medressen von Samarkand vergleichen können. Der Plan dieser Gebäude ist von einer bemerkenswerthen Einfachheit. Vor allen steht ein gerippter, breiter und tiefer Gewölbebogen, der sich hoch über die niedrigen Häuser erhebt. Das Gewölbe, das mit Arabesken verziert und durch zwei Pfeiler von gleicher Höhe wie das Gewölbe eingefaßt ist, wird durch Vorsprünge in drei gleiche Etagen getheilt, deren jede mit ebensolcher Zierlichkeit und Verschiedenartigkeit verziert ist wie persische Teppiche: die Linien der lackirten und vielfarbigen Ziegel kreuzen sich und entrollen sich zu den mannigfaltigsten Figuren; sie stellen den persischen Löwen dar, als Zeugniß für die Herkunft der ersten Architekten, und Verse des Korans in kufischen Buchstaben mischen sich auf einigen Monumenten mit der großen Menge von Mosaikarbeiten. In der düsteren Tiefe des inneren Gewölbebogens bemerkt man noch andere Verzierungen von Porzellan und die ebenfalls bogenartigen Oeffnungen, die den Zugang zu dem Gebäude bilden. Runde Thürme, deren mehrere die Kuppeln verloren haben, erscheinen über den Schiffen der Moscheen oder Medressen, und auf jeder Seite der Fassade, von ihnen durch kleine Säulengänge oder durch freie Räume getrennt, erheben sich runde Säulen, die allmälig bis zu dem Endkapitäl dünner werden und ebenso geziert sind wie das Gebäude selbst.

Die meisten Paläste aus der Zeit Tamerlans sind nur noch Ruinen; doch sind bei einigen einzelne Theile, Fassaden, Thürme oder Kuppeln vollständig erhalten. Die schönste Moschee der Stadt und von ganz Mittelasien ist die Schah-Sindeh, der „Lebende König"; sie ist so nach einem Vertheidiger des Islam genannt, der jetzt unter einem Steine des Gebäudes schläft, aber eines Tages, wie die Gläubigen sagen, auferstehen wird, um die Welt für den Glauben des Propheten zurückzuerobern. In der Moschee Gur-Emir, die auf einem Hügel in der Nähe der Zitadelle liegt, ist Tamerlan selbst begraben. Der Grabstein, unter dem er ruht, ist aus Nephrit. Bei dem Grabe hängt eine Fahne mit einem Pferdeschweif. Das Grabgewölbe hat einen Marmorfußboden; an den Wänden sieht man Inschriften aus dem Koran mit goldenen Buchstaben.

Infolge seiner vortheilhaften Lage in der Nähe von Gebirgen und gesunden Thälern wird Samarkand die Hauptträgerin der europäischen Zivilisation in dem russischen Turkestan werden, wie es ehemals der Mittelpunkt der muhamedanischen Kultur war. —

Opfer zur Hebung des Fischfanges. Von den Eingeborenen auf Duke-of-York, einer Inselgruppe der Südsee, berichtet der englische Forscher Wilfrid Powell einen Brauch, der uns deutlich das wirthschaftliche Motiv des Opferwesens erkennen läßt. Es handelt sich darum, diejenige Gottheit günstig zu stimmen, von welcher nach dem Glauben der Bewohner der Ertrag des Fischfanges abhängt. Vom Häuptling, der, wie gewöhnlich bei Völkern niederer Stufe, zugleich Priester ist, wird daher mehrmals im Jahre ein Opfer veranstaltet. Der Häuptling läßt zu diesem Zwecke einen Kahn bauen, der mit Holzschnitzerei, Blumen, Farrnkräutern und wohlriechenden Pflanzen geschmückt wird. Alsdann bringt man den Kahn in ein Haus, welches tabu ist, d. h. von den Menschen zu gewöhnlichen Zwecken nicht benutzt werden darf. Es ist der Tempel, und wer ihn betreten will, muß eine bestimmte Menge Muschelgeld (Diwarra) opfern. Das Opfer wird in den Kahn gelegt und die Gottheit ist damit versöhnt. Während der Kahn im Tempel steht, macht der Häuptling bekannt, daß, um reichen Fischfang zu erzielen, ein Jeder so viel Diwarra als möglich in das Fahrzeug geben muß, damit er, der Häuptling, bewirken könne, daß die Fische leicht gefangen werden. Der Kahn wird darauf, sorgfältig zugedeckt, in's Meer hinausgestoßen, wo er mit dem Monsun fortreibt und niemals wieder gesehen wird. Von der Diwarra freilich findet sich, wenn das Fahrzeug dem Wasser übergeben wird, auch nicht eine Muschel darin. Das braucht aber keineswegs auf Betrug schließen zu lassen, denn das Opfer kann ebensogut im Tempel, dem festen Sitze der Gottheit, zurückgelassen werden. Und selbst wenn der Häuptling das Muschelgeld ganz oder theilweise an sich nähme, so dürfte er das als Priester, der ja niemals ohne Sold arbeitet. Folgt ein schlechter Fischfang, so erklärt der Häuptling, es sei nicht genug Diwarra im Kahn gewesen. Bemerkenswerth ist indessen, daß nicht ein Eingeborener, den Powell jemals gesprochen, an die Wirksamkeit des Diwarra-Opfers glaubte. Früher dagegen soll dieser Glaube außerordentlich stark gewesen sein. Jetzt wird nur noch die überkommene Gewohnheit aufrecht erhalten. — tr.

Der Cyklopenschutz. In der Cyklopenzeit (Riesenzeit) dachte ein Schwächling: ich will mich seinem Schutz anbefehlen, er thut mir dann nichts.

„Das ist wohlgethan", sagte der Cyklop, „nimm jetzt nur diesen Faden in die Hand, und ich will dich daran leiten, wo du links oder rechts gehen mußt."

Dieses Mitgehen mit dem einäugigen Großen erschreckte den Schwächling; er zitterte am ganzen Leibe, doch er nahm den Faden in seine Hand. Aber schon Morgens sagte der Cyklop: „Dieser Faden könnte brechen", und bot ihm eine Schnur in die Hand.

Wenige Tage darauf sagte ihm der Riese: „Der Faden und die Schnur waren nur für die Probezeit; für die Zukunft mußt du dieses Schutzseil in die Hand nehmen und mir schwören, dasselbe weder bei Tage noch bei Nacht aus den Händen fallen zu lassen."

Todtenblaß schwur jetzt der Mensch, was nicht möglich war zu halten. Das Seil fiel ihm bald aus den Händen und er eilte nun nicht, es von dem Boden, auf den es hinfiel, aufzuheben.

Darüber zürnte der Wütherich und sagte: „Das ist Untreue und Meineid, dem muß man vorbeugen." Und dem knüttelte (schnürte es ihm mit Knoten) er ihm das Schutzseil um beide Hände. Also gebunden seufzte der Mann: „Selig sind die, die er ohne Schutz frißt", und nagte dann einmal eine Nacht durch mit den Zähnen an diesem Schutzseile und wollte es durchfressen, aber das Ungeheuer erwachte, ehe er los war, und band ihn jetzt das gefürchtete Seil um den kitzlichen Hals mit ernster Bedrohung des schrecklichen Zuknüpfens bei ersten Fehler wider den heiligen Schutz. — Pestalozzi.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantwortlicher Redakteur: Oscar Kühl in Charlottenburg. — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg. — Druck: Max Bading in Berlin.